

Einleitung

Die Reaktionen auf unsere Einladung zur Konferenz – zu dem Humboldt-Kolleg *Traumata der Transition* im April 2013 in Dubrovnik – reichten von versteckter Scheu bis zu sanfter Empörung: Ich als Wissenschaftler, ich als Wissenschaftlerin soll nun meine persönliche Erfahrung und Sicht einbringen und reflektieren? Dabei handelte es sich bei den Geladenen fast durchwegs um eine jüngere, aufgeschlossene Generation von Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen, von denen wir eine gewisse Offenheit und Flexibilität auch einfordern zu können erhofften. Unsere Vorgabe, die eigene Involviertheit in den Forschungsgegenstand offen zu legen, empfanden viele als Zumutung, als Provokation, auf die sie geschickt mit Ausweichmanövern, theoretischen Digressionen und systemischen Schematisierungen reagierten. Dabei konnten sie selbst aber ziemlich rasch feststellen, dass sie sich mit einem solchen Lavieren und Taktieren schon mitten in der Reflexion ihres eigenen Tuns und ihrer eigenen Position im wissenschaftlichen Setting befanden. Je bewusster sie sich nun auf die Selbstreflexion einließen, desto besser konnten sie das eigene Forschungsinteresse und die eigene Forschungsmethode justieren und kontextualisieren. Die Frucht dieser interdisziplinären Kooperation liegt nun in Form dieses Bandes vor. Und wir sind nicht nur stolz auf die einzelnen Beiträge, sondern auch darauf, dass unser impertinentes Insistieren, die persönliche Sichtweise einzubringen, offen zu legen und zu reflektieren, letztlich auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Damit wurde möglich, was in der heutigen Zeit narzisstischer Einzelgänger für kaum mehr möglich gehalten wird: Wir begaben uns auf die Suche nach einem gemeinsamen Ziel. Wir kannten den Gegenstand ja zu Genüge, doch wir mussten uns aufeinander einlassen und konnten mit Genugtuung erfahren, dass selbst in disziplinärer Ferne oft Naheliegendes wieder anzutreffen ist.

Wir sind zur Überzeugung gelangt, dass je nach biographischem Hintergrund und anderen Quellen persönlicher Involvierung das zweite Jugoslawien und sein sowohl allmählicher als auch plötzlicher Zerfall äußerst unterschiedlich und kontrovers bewertet und gewichtet werden. Die offizielle Aufarbeitung stößt noch immer auf großen Widerstand, da sich einerseits die *classe politique* in ihrer ethnisch definierten oder

zumindest unter dem Druck des ethnischen Prinzips stehenden Macht-sicherung bedroht fühlt, andererseits die nationalistischen Denkmuster kaum einen kritischen, sondern lediglich einen nostalgischen Gegen-diskurs provoziert haben. Der Widerstand gegen eine systematische Kontextualisierung und gegen eine verbindliche historische Aufarbeitung ist folglich doppelt induziert: Nicht nur versuchen die tonange-benden Eliten in jedem Nachfolgestaat (Bosnien-Herzegowina, Kosovo, Kroatien, Makedonien, Montenegro, Serbien, Slowenien) oder verstärkt noch in jeder nationalen Entität (Serben im Kosovo und in Bosnien-Herzegowina, Kroaten in der Herzegowina etc.) den jeweiligen nationa-len Mythos zu befestigen und fortzuschreiben, auch wenn die jeweilige politische Konjunktur zu einer gewissen Relativierung und Aufweichung des Mythos führen mag. Vielmehr verfängt sich auch die intellektuelle, kulturwissenschaftliche Reflexion sehr oft in allzu pauschalen Deutungsmustern. Nicht, dass eine gewisse nationale Selbstbehauptung oder aber das Insistieren auf überregionalen Gemeinsamkeiten keine Berechtigung hätten; doch ist dabei nicht selten eine Rückwendung zum scheinbar verlorenen Paradies im Spiel, die eine kritische Reflexion der Eigen-position und eine Konfrontation mit den kriegerischen Auseinander-setzungen zu ersetzen scheint – auch wenn der Jugonostalgie ein gewisses emanzipatorisches und kreatives Potential zukommt.¹ Im besten Fall bezieht sich die Nostalgie auf die Ausgestaltung einer alternativen Gegenwart und Zukunft oder auf einen anderen ideologischen Ort als das damalige Jugoslawien, z. B. auf den amerikanischen Alltag der 50er Jahre, wie das die Jugonostalgie-Spezialistin der ersten Stunde, Dubravka Ugrešić, luzide festhält.²

¹ Mitja Velikonja, *The Past with a Future. The Emancipatory Potential of Yugonostalgia*, in: Olga Manojlović Pintar (Hg.), *Tito – videnja i tumačenja*, Beograd 2010, S. 562–581. Velikonja geht es vor allem um das kollektive Kapital für einen utopischen Gegenwarts- und Zukunftsentwurf und nicht um Vergangenheitsbewältigung: «The real subject of yugonostalgia is more utopia of an ideal better life than the rehabilitation of the past.» Ebd., S. 579.

² Dubravka Ugrešić, *Nostalgie*, in: *Wespennest 164* (Mai 2013), S. 84–90. Während Ugrešić noch Ende der 90er Jahre mit der Waffe der Erinnerung an das gemeinsame jugoslawische Erbe gegen die nationalistische Vereinnahmung des kollektiven Gedächtnisses ankämpfte, so distanziert sie sich inzwischen vom «Massengut» der Jugonostalgie: «Die Jugonostalgie hat indes ihre subversive Kraft verloren, sie ist keine persönliche Widerstandsbewegung mehr, sondern ein Produkt des Marktes.» Ebd., S. 87. Die Gefahr einer rein jugonostalgischen Haltung beschreibt insbesondere Armina Galijaš in diesem Band.

Auf dieser Folie ist die ideologisch-mythologische Dimension sowohl der faktualen und fiktionalen Dokumente in Text und Bild, als auch ihrer Deutungen im Zuge der Diskursivierung und Institutionalisierung, zu historisieren und analysieren. Der Kampf um die historische Deutungshoheit bildet den Kern bei der Frage, was Jugoslawien eigentlich war und welche Faktoren zu seinem Zerfall beigetragen haben. Und die wissenschaftliche Reflexion müsste zur Entwicklung grundlegender Kriterien für die Deutung der kontrovers interpretierten Ereignisse beitragen und damit die Aufarbeitung der Vergangenheit fördern. Eine nationalistisch grundierte Forschung kann dies nicht leisten. Ebenso wenig kann dies von einer Forschung erwartet werden, die in der wehmütigen Besinnung auf den untergegangenen Staat, in der pauschalen Deutung des Jugoslawien-Zerfalls aus dem Geiste des ethnischen Nationalismus und in einer säuberlich symmetrischen Schuldverteilung einen Beitrag zur Vergangenheitsbewältigung sieht.³ Wird die Komplexität der Zusammenhänge und Entwicklungen im (post)jugoslawischen Raum überblendet, können grundlegende Deutungskriterien nicht entwickelt, kann ein wissenschaftlich fundierter Konsens nicht erzielt, kann der Anschluss an die Lebenswelten der Betroffenen und an die öffentlichen Debatten in den regional divergenten Erinnerungskulturen nicht hergestellt werden.

Erst auf einem solchen Hintergrund ist eine kritische Sichtung der historischen Faktizität Jugoslawiens und der Nachfolgekriege legitim; diese Herangehensweise repliziert nicht nur, sondern reflektiert auch die Ereignisse und deren Diskurse, die neue Mythologeme hervorgebracht haben. Im Wissen um die Unmöglichkeit einer <objektiven Betrachtungsweise> ist zur Demythologisierung kollektiver wie persönlicher Erklärungsmuster die eigene Position offen zu legen und mit zu bedenken. Sie kann nur auf der Folie einer Bestandsaufnahme aller Faktoren erfolgen, welche die eigene Person zum Produkt des historischen Prozesses formen. So insistiert Antonio Gramsci darauf, dass man nicht nur die eigenen Lebensumstände kennen, sondern auch wissen müsse, wie man von ihnen Gebrauch machen kann. Erst daraus entwickelt sich für ihn die eigene Persönlichkeit, welche sich sowohl aus individuell subjektiven als auch aus allgemein objektiven Elementen zusammensetzt: «L'uomo è da concepire come un blocco storico di elementi puramente individuali e soggettivi e di elementi di massa e oggettivi o materiali coi quali l'individuo è in rapporto attivo.» Aus diesem Zusammenspiel historischer Faktoren zieht er zwei Folgerungen: Zum einen impliziere das Engagement, die

³ Vgl. dazu Todor Kuljić, *Umkämpfte Vergangenheiten. Die Kultur der Erinnerung im postjugoslawischen Raum*, Berlin 2010.

«Welt» zu verändern, eine eigene Entwicklung; zum anderen sei es ein Irrtum zu glauben, dass es eine ethische «Verbesserung» auf rein individueller Ebene gebe.⁴

Mit der Frage, was der Mensch eigentlich sei, hält Gramsci fest, dass es in der skizzierten Beziehung zwischen individueller und allgemeiner Ebene nicht allein auf den gegenwärtigen Zustand ankomme. Ganz im Sinne des «*blocco storico*» appelliert er an ein historisches Bewusstsein: «[N]on basta conoscere l'insieme dei rapporti in quanto esistono in un momento dato come un dato sistema, ma importa conoscerli geneticamente, nel loro moto di formazione, poiché ogni individuo non solo è la sintesi dei rapporti esistenti ma anche della storia di questi rapporti, cioè è il riassunto di tutto il passato.»⁵ Unsere Forderung nach dem Persönlichen ist demnach nicht losgelöst vom Allgemeinen zu erfüllen; erst in der Wechselwirkung zwischen vermeintlich subjektiven und vermeintlich objektiven Aspekten, erst in der Reflexion der historischen Entwicklung beider Aspekte ist diese Forderung auch einzulösen. Selbst Edward Said spricht im Abschluss der Einleitung zu seinem Standardwerk von der «persönlichen Dimension», welche die eigene Betroffenheit zu exponieren hat: «In many ways my study of Orientalism has been an attempt to inventory the traces upon me, the Oriental subject [...]»⁶ Auch wenn sich der Gegenstand seiner Studie historisch und geographisch zu unspezifisch ausnimmt – was zur Genüge an Said auch kritisiert worden ist –, so präzis wird der Antrieb und das Ziel von «Orientalism» durch die «persönliche Dimension» sichtbar. Ihre Offenlegung gehört zur Glaubwürdigkeit, Nachhaltigkeit und Ehrlichkeit, kurz: zur Ethik des wissenschaftlichen Ansatzes.

So haben wir ausgewiesene HistorikerInnen, Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen angefragt, welche nicht nur biographisch betroffen sind, sondern sich auch schon seit zwei Jahrzehnten mit der Problematik von Jugoslawien und «Postjugoslawien» auseinandergesetzt haben und aus ihrer jeweils spezifischen theoretischen Warte die historischen Ereignisse und deren Diskursivierung thematisieren. Dabei stehen diskurs-, medien- und systemtheoretische, aber auch bildkritische und historiographische Ansätze im Vordergrund. Dass die Beitragenden auf eine spezifische Weise biographisch in die Thematik involviert sind, hat ihr kritisches Bewusstsein geschärft. Obwohl sie fast sämtliche Nachfolge-

⁴ Antonio Gramsci, *Quaderni del carcere*, Hrsg. Valentino Gerratana, Torino 1975, II, S. 1338.

⁵ Ebd., S. 1345f.

⁶ Edward W. Said, *Orientalism*, New York 1994 (1978), S. 25.

staaten abdecken, sind sie nicht gezwungen, sich als Vertreter und Vertreterinnen ihrer ‹Herkunftsländer› zu artikulieren, sondern verschreiben sich der kritischen Sichtung, um eine gemeinsame Sicht zu entwickeln, die für eine systematische und verbindliche Aufarbeitung der Traumata der Transition grundlegend sein wird. Das Ziel unseres Bandes besteht in der Aufarbeitung der postjugoslawischen Kriege in einem kulturwissenschaftlich breiteren Kontext,⁷ der den Zusammenhang von theoretischer Modellierung und persönlicher Erfahrung auf eine anschauliche Art und Weise reflektiert. Aus diesem Grund lässt sich das Projekt in mehrfacher Hinsicht nicht in das obligate Sammelband-szenario einbinden.

Der wichtigste Punkt betrifft die im Hinblick auf eine gemeinsame Sicht erfolgte gegenseitige Konturierung der theoretisch-methodischen Position und der persönlichen Erfahrung, die nicht abgeglichen und harmonisiert werden, sondern sich auch voneinander abheben können. Dabei soll die persönliche Erfahrung theoretisch reflektiert und vor allem soll auch gefragt werden, inwiefern bestimmte Erfahrungen einen spezifischen wissenschaftstheoretischen und methodischen Horizont erfordern. Das Ziel ist eine Metareflexion beider Ebenen. Zu einer Positionierung des eigenen Ansatzes gehört auch eine kritische Hinterfragung der unter Intellektuellen gängigen Hybridisierungsposition des Sowohl-als-auch oder Weder-noch. Wir wollen uns nicht der Verantwortung entziehen. Im Gegenteil: Es sollen Positionen erörtert werden, die Verbindlichkeiten im Hinblick auf die Aufarbeitung einfordern dürfen.⁸ Da eine solche weiter gehende Auseinandersetzung in der Konferenz zu mehr Diskussionen führte, wurden explizit nicht einfach abgerundete Beiträge vorgetragen, sondern diese wurden meist erst im Nachgang spezifiziert und aufeinander abgestimmt oder profiliert. Damit konnten zumindest ansatzweise Kohärenzen und Divergenzen für die hier vorliegende

⁷ Wenn Andreas Ernst von einem ‹Lernprozess› spricht, der auf eine ‹unparteiische, ideologiefreie Geschichtswissenschaft› angewiesen ist, so schließt sich dieser Band diesem Desiderat an und stützt es aus einem erweiterten interdisziplinären Blickwinkel. Andreas Ernst, Tribunal und Geschichte. Warum Kriegsverbrecherprozesse schwerlich historische Gerechtigkeit herstellen können, in: NZZ vom 1. Juni 2013.

⁸ Als Anregung für die Form eines solchen Beitrags, im Sinne der Kombination von Perspektiven, diente uns der Essay von Svjetlan Lacko Vidulić, Blech und Vergoldung. Die Gedächtnislandschaft SFRJ, in: Jugoslavija revisited. Wespennest 159 (November 2010). Auch in: Eurozine, ‹<http://www.eurozine.com/articles/2011-02-28-vidulic-de.html>›. Gerade auch im Hinblick auf die Verantwortung vgl. den Beitrag von Irena Ristić in diesem Band.

Publikation ausgehandelt werden, die nicht einheitliche, aber gemeinsame Diskurslinien zur Aufarbeitung der Traumata der Transition ausbildet.

Doch was meint eigentlich das zugegebenermaßen relativ vage Titelsyntaxema *«Traumata der Transition»*? Dass einem selbst der Untersuchungsgegenstand gleichsam unter dem Glas des methodischen Zugriffs entgleiten konnte, hat am meisten mit dem zu tun, was wir hier verhandeln wollen. Die punktuell erfahrbaren *«Traumata»* stehen in latentem Widerspruch zur *«durativen» «Transition»*; diesen Widerspruch fruchtbar zu machen, ergibt im Kontext der *«jugoslawischen Wende»* mehrfach Sinn: So erfasst der Begriff der *«Transition»* nicht nur den Transformationsbegriff, der im vorliegenden Epochenkontext üblicherweise den Umbau von einer kommunistisch-totalitären in eine kapitalistisch-demokratische Gesellschaftsform der Länder des Ostblocks bezeichnet.⁹ Vielmehr sollen mit dem Transitionsbegriff weitere Pluralisierungs- und Popularisierungsprozesse, welche im zweiten Jugoslawien vergleichsweise früh einsetzen, erfasst werden. Je nach Sichtweise beginnt der jugoslawische *«Zerfall»* bereits in den 70er Jahren – mit dem *«kroatischen Frühling»* und der neuen Verfassung –, spätestens aber in den 80er Jahren. Dieser relativ langsame Prozess kontrastiert mit dem viel schnelleren, ja abrupten Übergang bei fast gleichzeitigem Systemwechsel, Staatszerfall und Kriegsausbruch 1990/1991. Wir haben es also mit einem Transitionsprozess verschiedener Geschwindigkeiten zu tun.

Der Krieg verunmöglichte schließlich jeglichen Transformationsprozess in *«geordneten»* Bahnen. So chaotisch gewisse Transformationsprozesse im ehemaligen Ostblock auch abgelaufen sein mögen (mit kapitalistischem Wildwuchs und kriegerischen Auseinandersetzungen in der sowjetischen Peripherie, namentlich in Transnistrien, Tschetschenien, Nagorni Karabach, Abchasien und in der Ost- und Südukraine), so unvergleichlich heftiger und unvorhersehbarer waren die Ereignisse in Jugoslawien. Die Wahrnehmung der Transformation wurde von der Wahrnehmung der kriegerischen Ereignisse völlig überlagert. Es ist nun eine Sache, die Transition vom Bruch her zu denken; die andere – jedoch um einiges schwieriger nachvollziehbar – bestünde darin, den Bruch von der Transition her in den Blick zu nehmen oder gar die Frage zu stellen: Was wäre Jugoslawien heute ohne Krieg?¹⁰ Dies würde auch die

⁹ Vgl. dazu Benjamin Benz/Jürgen Boeckh/Ernst-Ulrich Huster, *Sozialraum Europa. Ökonomische und politische Transformation in Ost und West*, Opladen 2000.

¹⁰ Vgl. dazu den Artikel von Andreas Ernst, *Jugoslawien ohne Krieg*, in: *NZZ* vom 11. Januar 2012.